

Lena Pint: Identität im Zeitalter des Internets

Würzburg: Königshausen & Neumann 2019 (Epistemata Philosophie 598), 344 S., ISBN 9783826066009, EUR 49,80

(Zugl. Dissertation an der Universität Würzburg 2017)

Neue Medien erweitern nicht nur die Entfaltungs- und Darstellungsmöglichkeiten der eigenen Persönlichkeit nahezu ins Unendliche hinein, sondern scheinen es in ihrer vordergründigen „Anonymität und Pseudonymität“ (S.309) darüber hinaus zu ermöglichen, unterschiedliche Identitäten auszuprobieren und anzunehmen. Somit lässt sich fragen, welche Auswirkungen die zunehmende Digitalisierung alltäglicher Kommunikationsvollzüge auf unser menschliches Selbstverständnis hat. Diesbezüglich scheinen sich „Internet-Optimisten und Internet-Pessimisten“ (S.262) gegenüberzustellen: Die einen begrüßen, dass sich neuartige Praktiken zur Identitätskonstruktion und -präsentation herausbilden, welche etliche Beschränkungen der leiblichen Interaktion zu überwinden versprechen. Die anderen fürchten, dass durch die verwirrende Beliebigkeit inszenierter Teilidentitäten im World Wide Web die für ein authentisches Identitätsbewusstsein erforderlichen Fähigkeiten verlorengehen. Lena Pints philosophische Dissertation stellt sich vorschnellen Bewertungen entgegen, indem sie die anthropologischen Grundlagen eines angemessenen Identitätsbegriffs erörtert und für eine differenzierte Interpretation der mit Digitalisierung und Vernetzung einhergehenden Transformationen personaler und sozialer Identitätsbildung fruchtbar

macht. Die anregende und kurzweilige Untersuchung lässt sich zwischen einer originären Positionierung im philosophischen Diskurs einerseits und einer praxisbezogenen Reflexion digitaler Alltagskultur andererseits verorten.

Der erste Hauptteil bietet einen gut verständlichen Überblick über die vor allem in der Analytischen Philosophie geführten Kontroversen um definitive Kriterien personaler Identität. Die Verfasserin selbst bevorzugt eine nichtreduktionistische Theorie, nach der unsere personale Existenz letztendlich nur aus der Erste-Person-Perspektive heraus erfassbar ist. Daraus folgt, dass es auch im Cyberspace keine multiple Identität in einem quantitativen Sinne geben kann, weil alle qualitativen Individuierungen, in denen sich unsere Persönlichkeit ausdrückt, notwendigerweise auf ein formales Selbst bezogen bleiben. Gleichwohl ist reales Personsein niemals ohne seine vielgestaltigen Konkretisierungen denkbar, welche unsere Persönlichkeit in ihrer Unverwechselbarkeit gerade ausmachen: „Wer bin ich – und wenn ja, wie viele?“, so brachte Richard David Precht dieses Paradoxon in seinem bekannten Buchtitel (München: Goldmann, 2007) einst humorvoll auf den Punkt. Quantitative Identität als numerische Gleichheit und qualitative Identität als empirische Besonderheit sind für die Verfasserin als „zwei Aspekte

eines Identitätskonzeptes“ (S.11, Herv. im Orig.) unauflöslich miteinander verbunden. Wenn man nämlich „das basale Selbstbewusstsein als immer schon inkarniert“ (S.100) versteht, dann ist personale Identität immer nur als individuelle Lebensgeschichte eines leiblichen Subjektes in der Beziehung zu anderen leiblichen Subjekten entfaltbar. Normalerweise erfährt sich eine Person zwar ohne Weiteres als mit sich selbst identisch, steht aber gerade deshalb vor der Herausforderung, die unzähligen Facetten ihrer biografischen Individualität zu einer kohärenten Selbstkonzeption zu verdichten. Sie muss sich zur „historische[n] Identität“ (S.311) ihres faktischen So-geworden-Seins durch die reflexive und präreflexive Konstruktion einer „narrative[n] Identität“ (ebd.) immer wieder in Beziehung setzen.

Folglich wird im zweiten Hauptteil die Fragestellung bearbeitet, ob und wie die psychischen, physischen und sozialen Ausdrucksformen, in denen sich dieses

Selbstverhältnis manifestiert, durch das Internet berührt oder verändert werden. Eine digitale Identität als eigenständiges Phänomen bestreitet die Verfasserin nicht zuletzt „aufgrund unserer tiefen Verwurzelung in unserer leiblichen und körperlichen Existenz“ (S.138). Zwar erleben und präsentieren Menschen ihre eigene Persönlichkeit zunehmend mittels sozialer Netzwerke, doch lässt sich daraus keineswegs eine Spaltung zwischen Offline- und Online-Identität ableiten: „In virtuellen Welten legen wir keine vollkommen neue Identität an, sondern wir leben unsere vorhandene Identität darin aus und stellen sie dar, passen sie daran an und entwickeln sie weiter“ (S.312). Erstaunlicherweise scheinen sich „unsere allgemeinen Konzepte von Subjektivität und Individualität“ (ebd.) demnach auch im Zeitalter des Internets als stabil und verlässlich zu erweisen.

Lars Klinnert (Bochum)